

# Jedes Kleid mit einer Botschaft

Wo alle Auftritte zu Szenen wurden und Lebende Bilder in Mode waren: Catharina Berents und Wolfgang Kemp führen anschaulich durch fotografische Inszenierungen am Hof Napoleons III.

Die Fotografie wurde im neunzehnten Jahrhundert rasch zu einem Medium, das Herrscher liebten. Ob nun in England Albert, der Prinzgemahl der Königin Victoria, in Frankreich Louis Philippe und dann Napoleon III., man konnte sich als Förderer der Fotografie auch als solcher des Fortschritts gerieren und hatte mit genau kalkulierten Porträtaufnahmen zugleich die Möglichkeit an der Hand, die Zirkulation der eigenen Bilder zu kontrollieren. Mit dem Aufkommen der Carte-de-Visite-Aufnahmen Ende der 1850er Jahre zirkulierten rasch in Stadt und Land zahllose Porträts aus den Herrschafts- und Adelhäusern und füllten die Alben der Untertanen und die Kassen der ausgewählten Fotografen.

Neben diesen offiziellen Aufnahmen, die sich hunderttausendfach verkauften, entstanden aber auch solche, die nicht für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt waren und die daher auch nicht Teil des florierenden Bildermarkts wurden. Es waren exklusive Blicke in ein gesellschaftliches Leben, bei dem man immer schon an seine Erscheinung in der Öffentlichkeit dachte, wenn Bälle und mitunter mehrere Wochen dauernde Veranstaltungen ausgerichtet wurden. Ein jeder Auftritt war eine Szene, die zu sitzen hatte, da sie anschließend umfänglich kommentiert wurde. Davon zeugen Berichte in der Presse, aber auch in Tagebüchern und Reiseskizzen. Man war nie unter sich und fast immer Gegenstand der Kamera, die allerdings seinerzeit für Momentaufnahmen untauglich war und eher mit den damals überaus beliebten Tableaux vivants konkurrierte und Bilder regelrecht arrangierte. Man fand großes Plaisir daran, manchmal unter Verwendung von Kostümen, im Garten oder Haus Allegorien zu verkörpern oder lebende Bilder zu inszenieren, die zumindest auf Gemälden und Theaterstücke rekurrierten. Auch auf Fotografien setzte man sich in Szene und erzeugte einen anderen Typ von Lebenden Bildern.

Catharina Berents und Wolfgang Kemp stellen nun in zwei Büchern, die eigentlich zusammengehören, zwei Protagonisten dieser frühen quasi exklusiven Fotografie am Hof Napoleons III. vor: die Contessa di Castiglione und Olympe Aguado. Während Ersterer nicht selbst zur Kamera griff, sondern sich vor allem von prominenten Fotografen Pierre-Louis Pierson, der zusammen mit seinem Kompagnon Louis Frédéric Mayer in Paris ein berühmtes Studio hatte, ausnehmen ließ, war Letzterer einer der Pioniere der frühen Fotografie in Frankreich. Dank eines großen Vermögens war er nicht auf Einkünfte als Fotograf angewiesen, betrieb trotzdem ein offenbar nicht wirklich florierendes Studio und arbeitete als einziger Fotograf überhaupt mit allen damals etablierten Techniken, von Daguerreotypen über Salzpapierabzüge bis hin zum Albuminverfahren.

Bei beiden ist das überlieferte Euvre überschaubar: Zusammengekommen kommen sie auf kaum tausend Bilder. Die über vierhundert Porträts der Castiglione, die fast durchweg von Pierson aufgenommen wurden, sind dabei eine ungewöhnlich hohe Anzahl an Motiven bei Aguado für ein fotografisches Gesamtwerk hingegen wenig. Dieses ist gleichwohl thematisch durchaus vielfältig und durchquert das Feld der damals verbreiteten Genres: Einzel- und Gruppenporträts, Tier- und Naturaufnahmen, Interieurs und eben sorgfältig komponierte lebende Bilder. Bei Letzteren ist als Fotograf am überzeugendsten und hat eine kleine Folge von Bildern geschaffen, die zu den absoluten Highlights der frühen Fotografie in Frankreich zählen.

Es sind Aufnahmen, bei denen man nicht so recht weiß, wo hier die Inszenierung einsetzt – beim Fotografieren und der dargestellten Szene oder bei den Personen, die immer schon ihre Erscheinung im Sinn haben, wenn sie am Hof auftreten. Verdankt sich das Malerische des Bildes der Inszenierung des Fotografen oder dem eigentlich theatralischen Alltag des höfischen Lebens? Aguado begann, wie Kemp detailliert rekonstruiert, mit der Fotografie als Napoleon III. 1851/52 an die Macht kam, und hatte Zugang zum Hof, dessen Leben er vermutlich ohne eigenen Auftrag des Kaisers, der auch auf den Bildern weitgehend durch Abwesenheit glänzt, dokumentierte. Das Fehlen des nicht als Fotograf zu bezeichnenden Herrschers ist kein Schaden; denn nicht er, sondern die auf den Bildern nicht selbst als eine Art abwesender Betrachter präsent. Das zeigt sich nicht zuletzt in der



Pierre-Louis Piersons Fotografie der Contessa di Castiglione aus der Serie „Scherzo di Follia“, 1861/67

Foto Schirmer/Mosel Verlag



Ein Pionier der frühen Fotografie: Olympe Aguados „Bewunderung“, 1860

Foto Schirmer/Mosel Verlag



**Catharina Berents:**  
„Contessa di Castiglione“. Die Femme fatale des Second Empire.  
Schirmer/Mosel Verlag, München 2023. 173 S., Abb., geb., 38,- €.



**Wolfgang Kemp:**  
„Olympe Aguado“. Fotografie am Hof Napoleons III.  
Schirmer/Mosel Verlag, München 2023. 118 S., Abb., geb., 38,- €.

Folge der Porträtaufnahmen der Contessa di Castiglione, die mit dem Publikum ihrer Auftritte spielte. Ihre Kleidung war strategisch maßgeschneidert und sollte lesbar sein. Sie war – mit Zustimmung ihres Ehemannes – aus Italien nach Frankreich geschickt worden, um mit dem Kaiser ein Verhältnis anzufangen und ihn dann außenpolitisch für die italienische Sache gewogen zu machen. Ersteres gelang rasch und ohne größere Hindernisse; Letzteres war ungleich komplizierter, interessierte allerdings auch die Contessa di Castiglione offenbar dann selbst nicht mehr besonders. Sie arbeitete vielmehr mit großer Verve an einer Selbstinszenierung, bei der ein jeder Auftritt und ein jedes Kostüm minutös geplant waren. Ihre Kleider spielten, wie Catharina Berents überzeugend nachweist, nicht nur damit, dass wenn sie etwa in einem „Herzblume“-Kostüm erschien, die Anwesenden bereits wussten oder schließlich wissen sollten, dass die Geliebte des Kaisers war, son-

dern zitierten mitunter jene aus der Zeit von Marie Antoinette und Madame Pompadour, der Maitresse Ludwig XV., und riefen somit eine historische Parallelschichte auf.

Die Bücher von Berents und Kemp rekonstruieren höchst anschaulich und mit einer Fülle von Aufnahmen die unterschiedlichen Formen der Inszenierungen. Während die Contessa di Castiglione sich unweitweg als „Assoluta“, als die von allem Losgeloste, Lebende Bilder mit ihr als einziger Darstellerin ausdenkt, führt Aguado die Bindungen vor Augen, die das höfische Leben auszeichnen. Zusammengefasst ergibt sich eine kundig kommentierte Sammlung von Tableaux vivants am Hofe Napoleons III. und zugleich eine besondere fotografische Sittengeschichte, die uns einiges über Körper und Attitüden, Blickregime und Selbstinszenierungen lehrt. „Das Milieu“, so heißt es pointiert, „das waren die anderen.“ Und das zeigen nicht zuletzt die Bilder. **BERND STIEGLER**

# Kein gutes Zeugnis für Barack Obama

Michael Sandel bringt seine Diagnose amerikanischer Politik auf einen neuen Stand

Die Stimmung in der westlichen Welt ist angespannt. Zwar eint die gemeinsame Frontstellung gegen Russland, doch kann die hier demonstrierte Geschlossenheit nicht darüber hinwegtäuschen, dass die politischen Gewissheiten verblassten, die sich im Zuge des Nachkriegsaufschwungs gebildet und im Untergang des realen Sozialismus bestätigt hatten. Ihren Ausdruck findet diese Veränderung in einer zunehmenden Fragmentierung der politischen Welt, die sich kaum noch zu überbrückenden Gegensätzlichkeiten verdankt. Ob das eine Gefahr für die Demokratie ist, wie gelegentlich vermutet wird, oder nur der Ausdruck eines Wettstreits, der gerade für Demokratien typisch ist und daher eher deren Lebendigkeit als ihren Untergang markiert, ist eine offene Frage. Für Michael J. Sandel, dessen bereits in den Neunzigerjahren erschienene Diagnose der gewandelten Leitvorstellungen der amerikanischen Politik nun in einer erweiterten Neuauflage vorliegt, ist diese Frage freilich längst beantwortet.

Wie es der Untertitel des Buches nahelegt, sieht Sandel die Grundlagen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens bedroht, und zwar durch eine sich seit Langem abzeichnende Verschiebung in den Leitvorstellungen der Wirtschaft und des Gesellschaftspolitiks, die sich immer weniger an den Bedingungen und Möglichkeiten der republikanischen Partizipation, sondern an ökonomischen Effizienzvorstellungen orientiert. Die Konkurrenz der hier maßgeblichen politischen Semantiken ist nach Sandel, der sie in seinem Buch von der Gründung der Vereinigten Staaten bis zum Ende der Amtszeit von Reagan verfolgt, für das amerikanische Demokratie- und Republikverständnis konstitutiv.

Während die eine Seite vor allem auf die Sicherstellung politischer Strukturen im Sinne republikanischer Partizipation abzielt, setzte die andere auf ökonomische Effizienz als Bedingung eines freien Lebens. War für die eine Seite die republikanische Teilhabe ausschlaggebend, die es auch gegen ökonomischen und sozialen Wandel zu stabilisieren galt, vertrat die andere Seite die Auffassung, die Freiheit der Bürger bestehe darin, gemäß ihren eigenen Vorstellungen leben zu können, solange dadurch nicht die Rechte ihrer Mitbürger infrage gestellt würden. Hatte der Staat im ersten Fall die republikanischen Strukturen zugleich zu stabilisieren und die Bürger zu aktiver Partizipation zu erziehen – was zu Konflikten mit den Mechanismen des sich entfaltenden Kapitalismus führte – vertrat die andere Seite die Auffassung, der Staat habe die Freiheit seiner Bürger zu respektieren und vor allem für ökonomische Effizienz und Verteilungsgerechtigkeit als Bedingungen eines freien Lebens zu sorgen.

Sandelns Diagnose ist eindeutig: Der Einfluss der politischen Kräfte, die für die Bändigungen ökonomischer Entwicklungen im Interesse einer möglichst breiten republikanischen Partizipation plädierten, war zwar bis in die Sechzigerjahre stark, verblasste dann aber immer mehr zugunsten einer Politik, die allein auf Wohlstand und Verteilungsgerechtigkeit setzte und die Frage der republikanischen Partizipation letztlich dem freien Kalkül der Menschen überließ. Für Sandel führte das bereits unter Reagan zu einer erkennbaren Erosion der republikanischen Teilhabe, deren Stärkung er für eine existenzielle Frage der amerikanischen Gesellschaft hält.

Die anschließenden Debatten sind auch in der europäischen Tradition politischen Denkens präsent, allerdings mit anderen Schwerpunkten und Begriffen. Aber auch hier ist das Problem einer kapitalistischen Welt, in der Partizipation und Effizienz nicht notwendig in eins fallen, offenkundig, und die Entwicklung führte letztlich zu einer faktischen Beschränkung der politischen Partizipationsmöglichkeiten. Um deren Wiederherstellung ging Sandel, als er sein Buch 1998 vorlegte.

Sein Plädoyer lief auf etwas hinaus, was man in der deutschen politischen Tradition als Subsidiarität bezeichnet, nämlich politische Entscheidungen dort an den Weg zu bringen, wo die Partizipationsmöglichkeiten der involvierten Gruppen die größten Entfaltungsmöglichkeiten haben. Sandel war seinerzeit schon klar, dass dies letztlich gegen die etablierten politischen Verfahren durchgesetzt werden musste, weshalb er eine Art Grassroots-Bewegung sozialer Initiativen befürwortete. Nun, fünfzig Jahre später, hat Sandel die Neuauflage seines Buchs mit einem Epilog versehen, der es in sich hat. Die von ihm seinerzeit diagnostizierte Entwicklung, so der Autor, habe sich seither zuspitzt. Ganz im Gegenteil zu den von ihnen geschilderten Erwartungen hätten die Regierungen von Bill Clinton und Barack Obama mit der Reagan-Tradition nicht gebrochen, sondern diese durch eine umfangreiche Politik der Deregulie-

rung, namentlich der Finanzmärkte, nur weiter geschärft, stets mit dem Argument, nur auf diese Weise Wirtschaftswachstum und Verteilungsgerechtigkeit sichern zu können.

Das Gegenteil sei freilich eingetreten. Ein mehr oder weniger ungezügelter Finanzkapitalismus habe seither die soziale Ungleichheit dramatisch verschärft; während früher eine insofern liberale Wirtschaftspolitik immerhin noch zu allgemeinem Wohlstandswachstum beigetragen habe, sei die aktuelle Entwicklung von einer tiefgreifenden Spaltung zwischen Gewinnern und Verlierern bestimmt. Wobei Letztere, vor allem die Beschäftigten der klassischen Industrien, die der Globalisierung zum Opfer gefallen seien, Abstieg und Verarmung hätten hin-



**Michael J. Sandel:** „Das Unbehagen in der Demokratie“. Was die ungezügeln Wirtschaft unserer Gesellschaft gemacht haben.  
Aus dem Englischen von Helmut Reuter, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2023. 512 S., geb., 32,- €.

nehmen müssen. Damit nicht genug, habe die Obama-Administration, alder seit den Achtzigerjahren mit dem Argument ökonomischer Vernünftigkeit regelrecht gezüchtete Finanzsektor in eine schwere Krise geriet, diese nicht benutzt, um zu harten Auflagen zurückzukehren, sondern habe diesen Sektor auch noch mit Steuermilliarden stabilisiert.

Trump mag Sandel nicht, aber es ist schon bemerkenswert, wie schnellipig seine Kommentare zu ihm nach der seitenlangen Philippika gegen Barack Obama und das Globalisierungsbündnis aus Politik und Wall Street ausfallen, liefert er im Grunde doch eine Begründung für Trumps Aufstieg, der nur als Reaktion auf die politischen Entscheidungen der vorhergehenden vierzig Jahre zu erklären ist. Der Epilog plädiert daher zum Schluss für eine Rückgewinnung der Souveränität der Politik gegenüber der Wirtschaft, für einen Wechsel der leitenden Paradigmen weg von der schonbar rationalen Ökonomie hin zur ethisch gut begründeten praktischen Philosophie. In der Politik der Biden-Administration und ihrer Bereitschaft, große Summen Geldes in die Hand zu nehmen, um die amerikanische Gesellschaft zu erneuern, sieht Sandel denn auch eine Art Wiedergewinnung politischer Souveränität. Spielräume, die sich von dem Diktat ökonomischer Kalküle befreit habe, um Gesellschaftspolitik im Zweifel auch gegen starke ökonomische Widerstände durchzusetzen zu können.

Sosehr aber Sandels Diagnose der amerikanischen Politik von Clinton bis Obama überzeugt – zumal er nicht in die üblichen Sprachspiele mit Akteuren wie „dem Neoliberalismus“ oder „dem Finanzkapital“ verfällt, sondern stets Ross und Reiter konkret benennt –, so wenig vermögen diese Schlussfolgerungen zu überzeugen. Eimal abgesehen von der Frage, ob Politik Gesellschaft und Wirtschaft überhaupt zielgerichtet gestalten kann, wofür es historisch kaum Belege gibt, steht das Argument, es gehe um die Rückgewinnung politischer Souveränität, offenkundig quer zu Sandels eigener Argumentation.

Dem es waren ja nicht „die Märkte“, die die Entwicklung trieben, sondern eine Politik der Marktgestaltung von Reagan bis Obama, die souverän handelte und „die Märkte“ im Jahr 2008, als sie dem finanzkapitalistischen Casino ein Ende zu bereiten drohten, drastisch in ihre Schranken wies. Die Bankenkrennung war ein politisches, kein ökonomisches Ereignis, freilich mit weitreichenden wirtschaftlichen Folgen, weil die Ursachen der krisenhaften Entwicklungen im Finanzsektor nicht enttarnen konnten. Selbst wenn Sandel in Joe Bidens Programmen so etwas vermutet: Die derzeitige Administration gibt viel Geld aus – auf Pump –, wodurch auch das Spiel der Finanzakteure weitläufiger. Dass sich so die in den Vereinigten Staaten offenwundige Spaltung in Gewinner und Verlierer der Globalisierung beheben lässt und die politischen Gegensätze gemindert werden, ist doch eher unwahrscheinlich. Mögen auch, wie Sandel wünscht, zukünftig mehr philosophische als ökonomische Schwirre in der Politik Gehör finden: Es ist nicht die vermeintlich fehlende Souveränität der Politik, die nie ernsthaft bedroht war, es ist die Frage nach den Korrekturmehanismen, wenn Politik offenkundig überfordert ist oder versagt. So gesehen, ist das „Unbehagen in der Demokratie“, das Sandel konstatiert, vielleicht wertvoller als gemeint, weil es den Bereich des Mechanismus der Selbstkorrektur, der von Streit und Konflikt lebt, anzeigt. **WERNER PLUMPE**